

JOHANNA DIEKHOFF, GEB. DE BUHR, SCHREIBT

Einige Monate vor dem Ende des Ersten Weltkrieges – am 8. Juli 1918 – wurde ich in Warsingsfehn, Kreis Leer, geboren. 1936 erlebte ich – an Bord des Schiffes meines Vaters – den Ausbruch und die ersten Wochen des Spanischen Bürgerkrieges und die Schrecken einer militärischen Auseinandersetzung. 1940 bis 1945 durchlitt ich als Rote-Kreuz-Schwester den Zweiten Weltkrieg, von 1940 bis 1944 zuerst im Krankenhaus Reilstift Aurich, danach als dienstverpflichtete Helferin bei einem Zahnarzt in

meinen einzigen Bruder, er wurde mit Schiff und Mannschaft im Skagerrak versenkt. Mein Mann kehrte Ende Mai 1946 aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Wegen zahlreicher Verwundungen war er zu körperlicher Arbeit nur bedingt fähig. Er war nun ohne Beruf. Unsere Existenzgrundlage war die von mir seit Anfang 1945 betriebene kleine Landwirtschaft. Unser Viehbestand war seit Sommer 1944: zwei Milchkühe, zwölf Hühner, zwei Milch- und Wollschafe und jeweils drei Schweine, welche ich mästete und



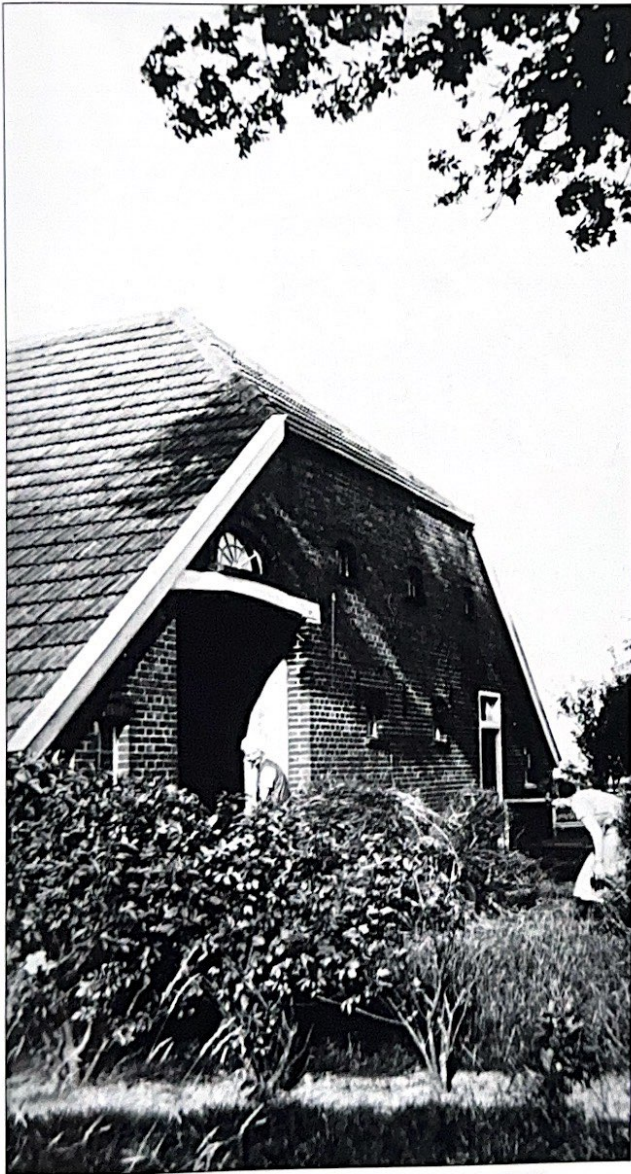
Aurich und dann, ab Juni 1944, im Kriegslazarett Kreyenbrück-Oldenburg.

Auf eine schwere Operation im September 1944 folgte ein langer Genesungsurlaub bis zum 31. Januar 1945. Danach erwirkte ich meine Entlassung, um meinen Vater zu pflegen, der als Kapitän schwerkrank aus Norwegen nach Hause entlassen war. Gleichzeitig übernahm ich die Bewirtschaftung der elterlichen Fehnstelle in Boekzetelerfehn, Kreis Aurich. Mein Mann, Berufsoffizier der deutschen Wehrmacht, befand sich seit August 1944 in amerikanischer Kriegsgefangenschaft. Dies erfuhr ich erst Ende Mai 1946; bis dahin galt mein Mann als vermisst.

Mein Vater starb Ende Mai 1946. Zuvor schon, im Februar 1945, verlor ich meinen Schwiegervater und während der letzten Kriegswochen noch

jeweils veräußerte. Die von mir begonnene Kaninchenzucht umfasste etwa zwanzig Tiere.

Wir hatten Ersparnisse auf der Bank. Aber für Geld war nur wenig zu haben; es herrschte Naturalwirtschaft: bezahlt wurde Ware mit Ware. Ich pachtete die Ländereien und den Viehbestand von meiner Mutter. Die Arbeit, vornehmlich an frischer Luft, bekam mir gut. Für Milch, Eier und Fleisch bestand noch die Ablieferungspflicht für alles, was die Eigenversorgung überstieg. Wie alle, übte auch ich mich im maßvollen Hinterziehen. Von zurückgehaltener Milch wurde gebuttert und diese als Tauschgut verwendet. Graben, Säen, Pflanzen, Pflegen, Ernten, Melken, Füttern, Mästen füllte die Tage. Torf wurde im Königsmoor gegraben und getrocknet. Korn wurde gedroschen, noch mit dem Dreschflegel auf der



häuslichen Tenne; Sirup aus Rüben gewonnen. Während meiner Schwesterzeit im Reilstift hatte ich von einem Patienten, einem Drechslermeister, ein neuangefertigtes Spinnrad geschenkt bekommen. Dies wurde nun zu einer zusätzlichen Einnahmequelle. Der Verleih wurde mit Garn vergütet, welches Mutter und ich verarbeiteten oder auch eintauschten, z. B. gegen Spanndienste für Torf-, Heu- und Roggencinfahren, Pflügen und Wiesenmähen.

Nach Zuweisung von Flüchtlingen und Vertriebenen aus dem Osten lebten unter dem Dach unseres Fehnhauses außer Mutter, meinem Mann und mir noch drei weitere Familien, eine mit Kleinkind. Sie zehrten mit von unserer Ackernahrung und leisteten willkommene Hilfe. Außer meiner oft sehr anstrengenden körperlichen Arbeit – die mein Mann und ich in Dankbarkeit für das Wieder-Beisammensein kaum als Plage empfanden – wurde ich von Bekannten und Nachbarn als ehemalige Krankenschwester in Krankheits-, Unglücks- und Sterbefällen in Anspruch genommen.

Am 1. April 1947 durfte mein Mann endlich ein Studium an der Pädagogischen Akademie in Oldenburg beginnen. Am 19. April 1947 wurde unser erstes Kind geboren. Bis zur Währungsreform 1948 sicherte ich mit landwirtschaftlicher Arbeit und Tauschhandel unsere Existenz, nun auch mit Hilfe eines Dienstmädchens. Die Kosten für Unterkunft und Unterhalt meines studierenden Mannes bestritt ich mit Materialien oder Erlösen auf dem Schwarzmarkt.

Meine fast ein wenig liebgewonnene Aufgabe als „Betriebsleiterin“ und Ernährerin einer Familie endete am 1. Juni 1949 mit dem Examen meines Mannes und seinem Antritt einer Volksschullehrerstelle.



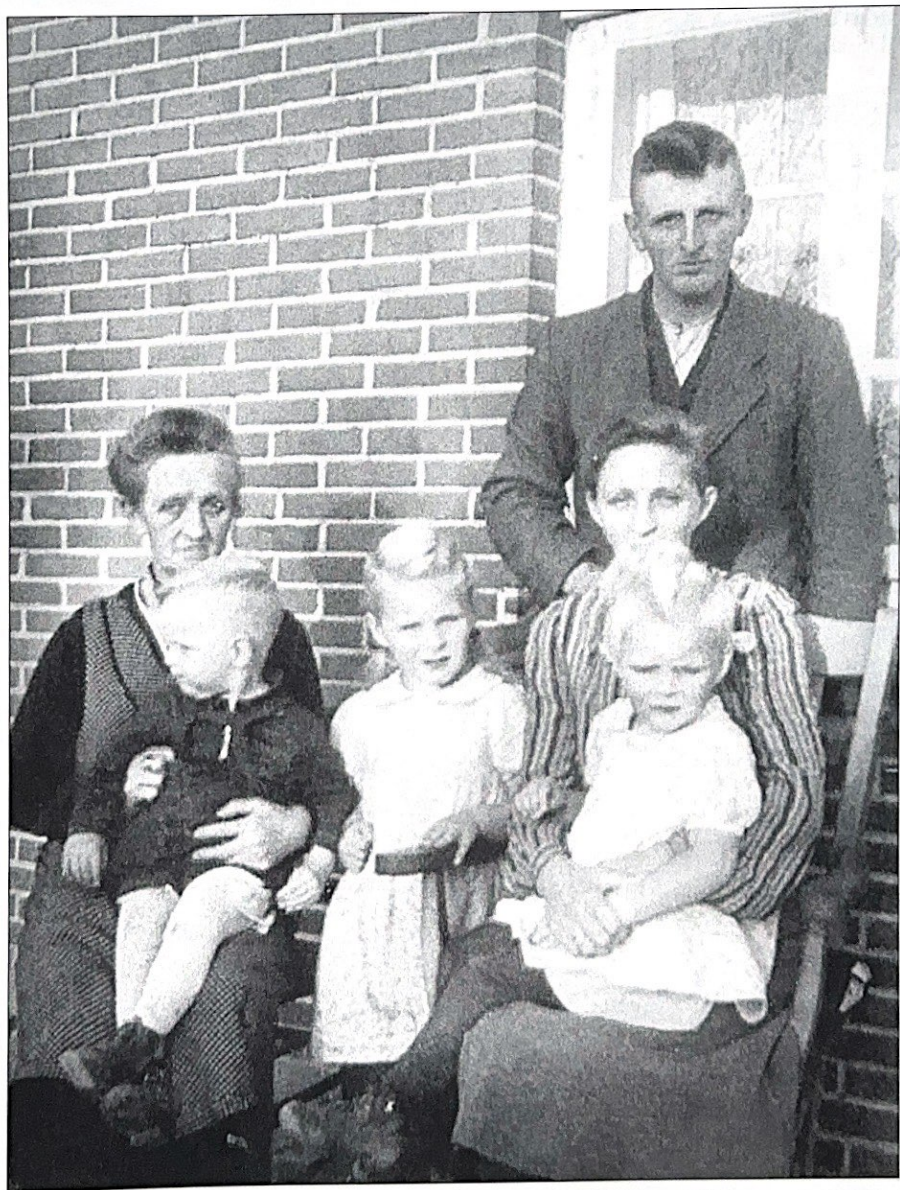


GERTRUD JANSSEN

Links: Gertrud und Johann Janssen aus Tannenhausen nach dem Melken. Auf der Weide wurde per Hand gemolken, die Milchkannen mit dem Fahrrad transportiert.

AGTE SASSEN

Rechts: Familie Sassen während eines Fronturlaubs des Mannes. Da Agte Sassen sehr stark an Gicht erkrankt war, konnte sie die anfallende Arbeit in der Landwirtschaft nicht mehr alleine leisten. Gegen Ende des Krieges schrieb Agte Sassen persönlich an das Führerhauptquartier und erbat Ernteurlaub für ihren Mann. Dieser wurde ihm mit den Worten: „Was hast du für ein Weib!“ gewährt.
(Foto: Antje Meyerhoff)



GRETCHEN KNAACK, GEB KORTMANN, BERICHTET
AUS DEM LEBEN IHRER MUTTER ELSA KORTMANN

Elsa Lammert wurde 1893 in Norden geboren. Sie war das vierte von sieben Kindern. Ihre Mutter starb 1902 bei der Geburt von Zwillingen, die auch beide verstarben.

1912 lernte Elsa Lammert den Lehrer Gerhard Kortmann kennen. Sie heirateten 1919 und zogen nach Theene. Dort übernahm Gerhard Kortmann die einklassige Schule. Gerhard Kortmann war im Ersten Weltkrieg seit 1914 Soldat. Er war in Frankreich verschüttet (drei Tage lang) und verwundet worden, als Leutnant wurde er entlassen.

In Theene wurden die Kinder geboren: 1920 Johannes (Hans) und Heinrich, der nach 16 Tagen starb, 1927 Gerhard und 1931 Gretchen. 1932 ging die Familie nach Neukels. 1936 übernahm Gerhard Kortmann die Rektorenstelle in Moordorf, und 1938 zog die Familie in die dortige Rektorenwohnung ein.



Achtung! Rußlandheimkehrer!

Wer kennt meinen Sohn
Panzergründler (Funker)

Hans Kortmann

aus Moordorf Kr. Aurich

Ostfriesland?

Geboren am 2. März 1920 in Theene
Kreis Aurich



Personenbeschreibung: groß,
schlank, schmales Gesicht, blaue
Augen, hellblondes Haar.

Beruf: Ingenieur.

Letzte Nachricht ist vom 15. Feb.
1945 aus Seelägen, Kreis
Schwibbus am Mischlitzsee
in Nähe der Oder.

Wer war mit ihm zusammen?

Nachricht erbittet:

Elsa Kortmann, @ Moordorf, Kreis Aurich (Ostfriesland)

1939 wurde Gerhard Kortmann als Leutnant der Reserve zum Kriegsdienst eingezogen. Er ging nach Polen, Frankreich und Rußland in Einsatz. Zuhause zurücklassen musste er Frau und Kinder. Der älteste Sohn, Hans, studierte nach einer Autoschlosser-Lehre am Technikum in Lage. Nach dem Examen wurde er in der Rüstungsindustrie eingesetzt. Er war vom Wehrdienst freigestellt bis zum November 1944. Als Soldat kam er im Osten zum Einsatz. Die letzte Nachricht erhielt die Mutter von März 1945. Er ist vermisst. Sohn Gerhard wurde von der Schulbank weg als Marinehelfer nach Hookstel einberufen. Am Kriegsende kämpfte er als Soldat in



Berlin. Dort erlitt er am 28. April 1945 eine schwere Verwundung und kam als Kriegsversehrter 1947 nach Moordorf zur Mutter zurück. Die Jahre zu Kriegsende wurden für Elsa Kortmann die schwersten ihres Lebens. Im letzten Kriegsjahr wurde eine ausgebombte Familie aus Emden in das Haus einquartiert. Elsa Kortmann empfing sie mit Bratkartoffeln.

Am 8. Mai 1945 mußte das Haus binnen drei Stunden geräumt werden. In das Haus zogen kanadische Soldaten. Mit dem Fahrrad fuhr Elsa Kortmann mit der Tochter nach Norden zu ihren Geschwistern ins Elternhaus. Nach drei Wochen fuhren Mutter und Tochter zu Schwiegermutter und Schwägerinnen nach Aurich. Von hier aus hatten sie Erlaubnis, den großen Garten in Moordorf zu bestellen. Dafür erhielten die beiden einen speziellen Paß.

Später durfte Elsa Kortmann wieder in die Rektorenwohnung zurückkehren. Ein Teil der Wohnungseinrichtung war zerstört. Mutter und Tochter wohnten jetzt mit vielen Flüchtlingsfamilien im Haus.

1949 beendete Gretchen Kortmann die Mittelschule in Aurich. Ohne die Hilfe der Familie wäre das nicht möglich gewesen. Nach 1945 musste Schulgeld bezahlt werden. Viele intelligente Kinder aus Moordorf mussten zurück zur Volksschule, weil die Eltern das Schulgeld nicht bezahlen konnten. Die Geschwister von Elsa und Gerhard Kortmann sorgten alle mit. Tante Gretchen bezahlte das Schulgeld, Tante Sini die Lebensversicherung für den Ehemann und Vater. Die anderen Geschwister bezahlten die Miete, den Klavierunterricht und trugen zum Lebensunterhalt bei, denn Elsa Kortmann hatte nach 1945 gar kein Einkommen. Gerhard Kortmann kam zu Ende des Krieges am Kurland-Brückenkopf in russische Kriegsgefangenschaft. Er wurde als Major zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Nach der Währungsreform und der Entnazifizierung von Gerhard Kortmann, der noch in Gefangenschaft war, erhielt Elsa Kortmann das halbe Gehalt. Vermutlich zu Weihnachten 1950 erkrankte der Ehemann und verstarb. Die Nachricht vom Tod erhielt Elsa Kortmann erst im Herbst 1953. Danach bekam sie Witwenpension. Ein Nachfolger für das Rektorenamt kam nach Moordorf und die Witwe zog nach Aurich um.



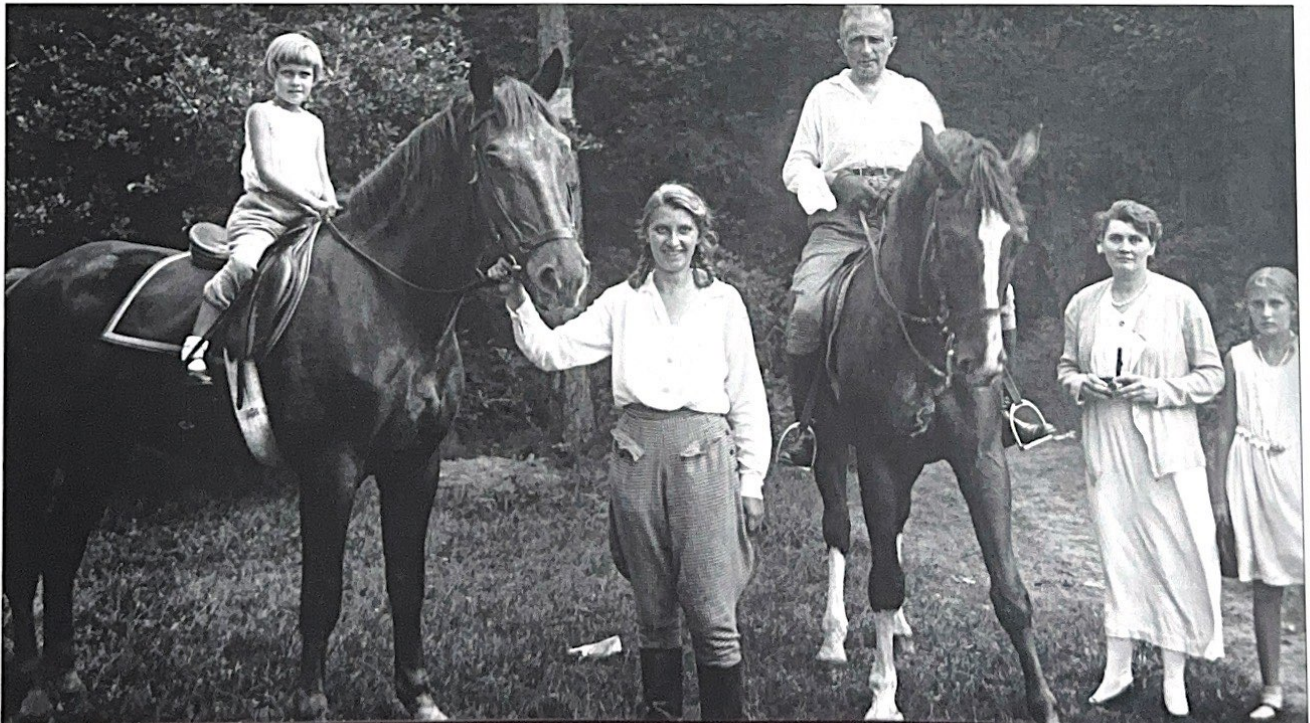
IRIS HORN, GEB. BUCK, ERINNERT SICH AN IHRE MUTTER INGRID BUCK

Ingrid Neddersen wurde 1913 in Aurich geboren. In den 20er Jahren begleitete sie als älteste Tochter ihren Vater, den Arzt Dr. Albrecht Neddersen, bei seinen Hausbesuchen. So wurde sie in zahlreichen Familien in und um Aurich als „Neddersen sien Ollste“ bekannt. In Aurich besuchte sie die Höhere Töcherschule. 1930 ging sie für ein Jahr in ein Mädchenpensionat nach Dresden. Anschließend machte sie zunächst eine landwirtschaftliche Ausbildung und studierte danach einige Semester Sport und Gymnastik an der Logeschule in Hannover.



1936 – sie war wieder in Aurich – heiratete sie den Landgerichtsrat Ernst-August Buck. 1939 wurde die erste Tochter Ursula geboren. Ernst-August Buck wurde Soldat. 1941 wurde Tochter Iris geboren. 1942 starb Ursula infolge einer Diphtherie-Erkrankung. Zwischenzeitlich war der Ehemann mit einer schweren Infektion für ein Dreivierteljahr zu Hause. Eigentlich hätte er nicht wieder zurück gemusst an die Front. Aber er fühlte sich seinem Vaterland verpflichtet. Ingrid Buck reiste ihm hinterher, als er verwundet im Lazarett lag. So war sie z. B. in Königsberg und in Schleswig. 1944 kam die Nachricht, dass der Ehemann an einer Kopfverletzung im Kriegslazarett Ziechenau verstorben war. Dort wurde er auch auf einem Soldatenfriedhof bestattet. Posthum wurde er vom Oberleutnant zum Hauptmann befördert.

Zu Kriegsende war Ingrid Buck 32 Jahre alt. Die Pension des Ehemannes war nicht geklärt. So arbeitete sie auf dem benachbarten Bauernhof. „3,5 Jahre Nachbars Kühe gemolken, 19 Menschen im Haus“, notierte sie selbst für jene Jahre. Tochter Iris war krank und kam 1949 für neun Monate in ein Sanatorium nach Oberstdorf, das vom Vetter des Vaters Neddersen geleitet wurde...



Im Hause an der Eschener Allee waren Mutter und Tochter gemeinsam mit einer in Berlin ausgebombten gebürtigen Auricherin und drei Kindern auf zwei Zimmer beschränkt worden: Ein Raum wurde zum Schlafen, der andere zum Wohnen benutzt. Es gab nur eine Küche. Das gab oft Ärger, weil die Absprachen nicht eingehalten wurden. Nach hinten lebte eine Familie mit einem Kind in einem Raum. Die Frau fing mit der Schneiderei an. Dann kamen noch die Kunden ins Haus.

Schließlich war die Pensionsfrage für die Witwe geklärt. Anfang der 50er Jahre war sie finanziell abgesichert.

Doch sie wollte etwas tun: Zunächst ordnete sie für die Ostfriesische Landschaft mit ihrem Vater als Testamentvollstrecker den Nachlass der Familie Pottere. 1953 nahm sie bei Dreierbergen an einem Heimatpflegerlehrgang teil. Aus diesem heraus bildete sich die Arbeitsgruppe Volkskunde. Ingrid Buck wurde aktives Mitglied. Sie bildete sich u.a. in Schweden und in Münster fort. Die Arbeitsgruppe begann mit Hilfe von Fragebögen die verschiedensten Bereiche der Volkskultur zu erforschen. Als Ingrid Buck 1968 zur Landschaftsrätin gewählt wurde, war sie die erste Frau in dieser Funktion. Fortan übernahm sie die Leitung der Arbeitsgruppe Volkskunde.





IRIS HORN

Für mich als Kind war es eine schöne Zeit. Mit den vielen Kindern war's herrlich! Im von Roseschen Haus lebte die Familie von Korff. Dies Haus war bombardiert worden. Die beiden Töchter kamen oft zum Essen. Comtessen wurde sie genannt ... Das Dieckensche Haus war von Kanadiern besetzt. Die Wachsoldaten kauten Kaugummi. Sie spuckten es aus. Wir sammelten das auf und kauten weiter ... In einem anderen Haus saßen auch Kanadier. Da bekam ich von einem Jungen meine erste Apfelsine. Ich biss in die Schale hinein. Ich kannte es ja nicht ... In Vockes Häusern waren ebenfalls kanadische Soldaten. Die beiden Familien bauten sich Holzbaracken.



HEDWIG HANGEN

Hedwig Hangen beim Schlittschuhlaufen
1955. Die Trainingshose unter dem Kleid
schützte gegen die Kälte.



THEDA KLÜVER BERICHTET ÜBER IHRE MUTTER MARIA RODENHAUSER, GEB. SIPPEL

Meine Mutter, 1896 geboren und aufgewachsen in Bad Soden-Allendorf, besuchte dort eine Handelsschule. Als während des Ersten Weltkriegs dringend Krankenschwestern gesucht wurden, ging sie nach Berlin und arbeitete dort in den Jahren 1915/1916 als Rote-Kreuz-Schwester.

Sie heiratete 1916 und bekam in den Jahren 1917 und 1918 zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Die Versorgungslage im Berlin der Nachkriegsjahre war schlecht. Sie und ihr Mann erkrankten an einer schweren Grippe. Während meine Mutter die Krankheit überwandt, verstarb ihr Ehepartner. Sie war Mitte 20 und entschied sich, mit ihren zwei Kindern zurück ins elterliche Haus zu gehen. Hier baute sie mit Unterstützung ihres Vaters ein kleines Kindererholungsheim auf.

Meine Eltern lernten sich kennen, als der verwitwete Auricher Superintendent Rodenhauser eines seiner Kinder in dieses Erholungsheim schickte. Sie heirateten 1927. Wir waren eine große Familie, denn zu den

beiden Kindern meiner Mutter aus erster Ehe und den drei Mädchen meines Vaters kam 1927 noch ich hinzu. Ich erinnere mich, dass es in unserem Haus immer lebhaft zuging...

1945, als die Kanadier Aurich erreichten, musste die Familie das Pfarrhaus der Reformierten Gemeinde räumen. Meine größeren Geschwister wohnten nicht mehr mit uns zusammen, und so zogen wir drei Hals über Kopf in ein angrenzendes Gebäude, wo uns eine Nachbarin 1 Zimmer freigeräumt hatte. Meiner Mutter gelang es, einige persönliche Gegenstände einzupacken. Mehr als einen Koffer mit Kleidern konnten wir jedoch nicht mitnehmen. Als wir ins Pfarrhaus zurückkehren durften, lebten dort bereits drei in Aurich gestrandete Familien. Es war sehr eng, und gekocht wurde in zeitlich festgelegter Folge nacheinander in der großen alten Küche im hinteren Haus.

Die Kriegs- und Nachkriegszeit forderte meine Eltern, insbesondere meine



Mutter, in hohem Maße. Mir ist die Nacht, als die Synagoge angezündet wurde, noch gut in Erinnerung: Mein Vater zog sich zornig den Mantel an und herrschte draußen die vor der Synagoge stehenden SA-Leute an. Sie sollten die Synagoge löschen, statt ihre Schläuche auf die umliegenden Gebäude zu halten. Ständig war meine Mutter in Sorge wegen der unvorsichtigen Äußerungen meines Vaters... Wir sprachen zu Hause offen über Politik und bis auf meinen Bruder, der während des Krieges eine Ausbildung zum U-Boot-Kommandanten gemacht hatte, lehnten alle das herrschende Regime ab.

Zum großen Kummer meiner Mutter ist mein Bruder noch im Frühjahr 1945 im Atlantik verschollen.

Schon in den Kriegsjahren hatte Maria Rodenhauser geholfen, wo sie konnte. Mein Vater musste sie oft bremsen, wenn sie beispielsweise im Begriff war, von unseren wenigen Kleidungsstücken noch welche zu verschenken. Nun stürzte sie sich verstärkt in die vielen Aufgaben, deren Erfüllung man gemeinhin von einer Pfarrersfrau erwartete. Sie hatte wieder Kontakt zum DRK. Als in Anbetracht der großen Flüchtlingszahlen die damals über 90-jährige Leiterin der Frauenarbeit ihre Aufgaben in jüngere Hände abgeben wollte, übernahm Maria Rodenhauser dieses Amt gerne und mit großem Engagement.

Fortan widmete sie sich insbesondere der Betreuung der Flüchtlingsfamilien. Sie unterstützte den Aufbau einer Schwesternstation. Sie beteiligte sich an der Einrichtung der Volksküche, des Übernachtungsheims am Ellernfeld und einer Nähstube. Besonders am Herzen lag ihr die Kinder- und Jugendarbeit. Sie leitete die Jugend-Rot-Kreuz-Gruppe und förderte maßgeblich den Aufbau der Kindergärten in Aurich am Wasserturm und in Moordorf. Bei ihrem Ehemann fand sie Verständnis und große Anerkennung: „Du machst so gute Arbeit. Nun geh Du mal“, waren seine begleitenden Worte.



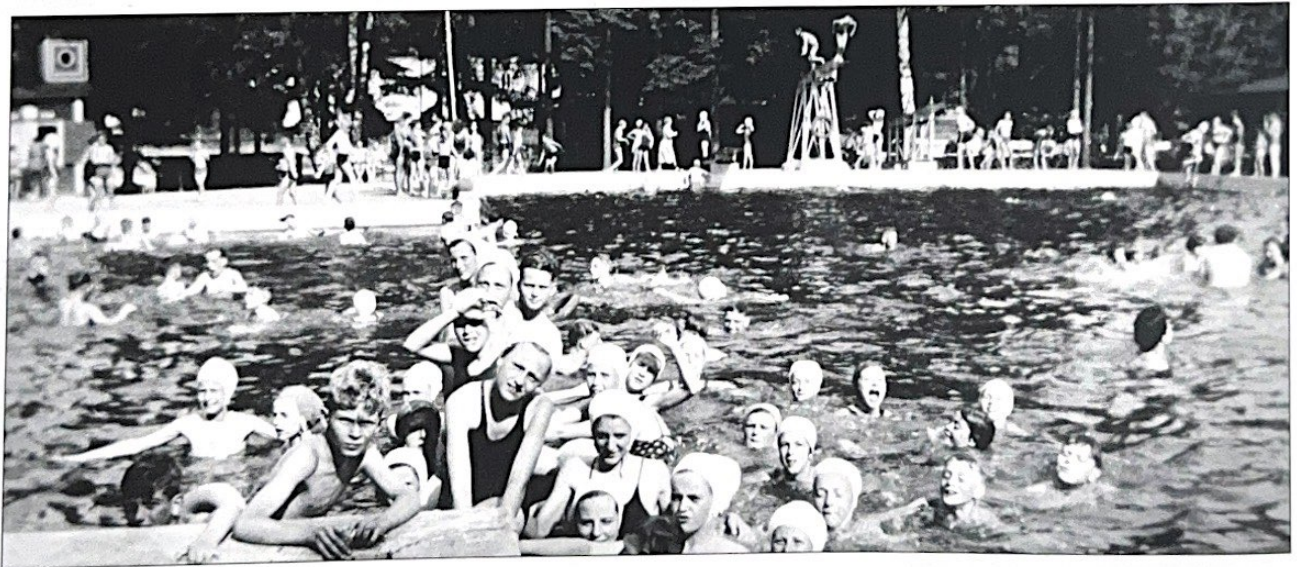


GRETE GRONWOLD ERINNERT SICH AN MARIA RODENHAUSER

Maria Rodenhauer, die Mitbegründerin des Deutschen Roten Kreuzes Aurich, gründete in den Nachkriegsjahren eine Jugendgruppe. Mädchen im Alter zwischen acht bis vierzehn Jahren trafen sich wöchentlich im damaligen DRK-Heim in der Kirchstraße. Es wurde gespielt und gebastelt, Lieder und Tänze wurden eingeübt, die jungen Menschen lernten Blockflöte zu spielen. Das Gelernte wurde bei verschiedenen Anlässen vorgeführt. Grete Gronewold erinnert sich an Maria Rodenhauer als engagierte liebenswerte Jugendgruppenleiterin, die den jungen Mädchen viele Anregungen gab.

Links: Ausflug mit der DRK-Jugend nach Emden mit Hafenrundfahrt, unter der Leitung von Maria Rodenhauer.

Unten: Die DRK-Jugend Aurich bei einer Ferienfahrt nach Lautenthal im Harz, im Juni 1952. (Foto: Elfriede Olthoff)





Mädchen aus der DRK-Jugend in der von Müttern genähten Tracht. Der Rock war aus einfachem Baumwollstoff, das schwarze Mieder mit roter

Kordel war mit rotem Perlarn im Hexenstich bestickt. (Foto: Elfriede Olthoff)



Die DRK-Jugend vor dem „Pingelhus“ in Aurich, im Sommer 1954. Grete Gronewold erinnert sich: „Aus den Mädchen wurden mittlerweile Frauen.

Wir schnitten uns die Haare ab und manche bekamen die erste Dauerwelle.“ (Foto: Elfriede Olthoff)

Geboren wurde ich 1929 in Schirum. Meine Eltern hatten ein Baugeschäft und eine kleine Landwirtschaft. Wir hatten in der Familie immer einen guten Zusammenhalt. Die älteren Geschwister haben im Haus und Garten sowieso früh mit angepackt. Das Pflichtjahr, welches ich in der eigenen Familie absolvieren konnte, war deshalb für mich von der Arbeit her nichts Neues. Im Grunde haben wir vom Krieg nicht viel mitbekommen. Es wurde auch nicht viel darüber gesprochen. Durch unsere Landwirtschaft hatten wir immer genug zu essen. Im Gegenteil, es war soviel da, dass wir auch noch tauschen konnten. In den Jahren 1943 bis Kriegsende April 1945 haben wir aus der Ferne die Luftangriffe auf Au-



rich und Emden miterlebt. Während meiner Lehrzeit habe ich einen Tiefliegerangriff auf offenem Feld erlebt, bin aber selbst nicht getroffen worden.

Englische Besatzungssoldaten, die meinen Vater auf einem Familienporträt für einen dort abgebildeten bewaffneten Onkel hielten, haben ihm allerdings in der Annahme, er wisse von Waffenverstecken, sehr zugesetzt. 1944, mit 14 Jahren, begann ich eine Schneiderlehre bei den Geschwistern Kruse in Aurich. Täglich fuhr ich mit der Kleinbahn nach Aurich, nachdem ich von Schirum aus zwei Kilometer Feldweg bis zur Haltestelle zurückgelegt hatte. Manchmal nahm ich auch das Fahrrad – in der schlimmsten Zeit mit Hartgummireifen bestückt.

Schneiderin zu werden, war immer mein Wunsch gewesen. Als ich 1943 die Volksschule Weene verließ, hatte mein Lehrer zwar vorgeschlagen, dass ich eine Handelsschule besuchen solle...

Meine Großmutter, selber Handarbeitslehrerin, hatte uns Mädchen schon früh mit allen Handarbeiten vertraut gemacht und so bei mir den Weg für diesen Beruf vorgezeichnet. Sie war Vertragslehrerin an den Schulen in Weene, Westersander und Schirumer-Leegmoor. Sie weckte nicht nur bei uns Kindern schon früh das Interesse an Nähen, Stricken, Häkeln, Sticken, sondern es wurden in der Familie alle von ihr eingekleidet. Im Krieg war das eine schwierige Sache, denn es fehlte an Stoffen. Auch wenn wir einiges im Tausch gegen Nahrungsmittel bekamen, so wurde doch das meiste gewendet, umgeändert, kleiner genäht oder verlängert. Aber auch darin war sie eine Meisterin.

Antreten musste ich meine Lehre in einer weißen Schürze, die ich selbst nicht besaß und ausleihen und ändern musste. Meine Eltern hatten einen Lehrvertrag für mich abgeschlossen. Danach bekam ich im ersten Jahr 25 im zweiten 35 und im dritten 45 Reichsmark monatlich. Das Geld durfte ich für mich behalten. Ich sparte für eine eigene Nähmaschine, die ich übrigens heute noch besitze und die noch tadellos näht. 600 Mark habe ich nach Abschluss meiner Gesellenprüfung dafür bezahlt.

Die Meisterprüfung habe ich wegen der schlechten wirtschaftlichen Lage nicht gemacht. Aber ich hatte viele Nähaufträge. Wenn ich nicht in der elterlichen Küche arbeitete, ging ich für einige Tage oder eine ganze Woche in Haushalte der umliegenden Dörfer und erledigte dort größere Näh-aufträge. Ich nähte Mantel, Kleider und Hochzeitskleider, von denen auch Fotos gemacht wurden.

Ein besonderer Schatz war der Seidenstoff eines amerikanischen Fallschirms, den wir hinter unserem Haus gefunden haben. Er reichte für vier Kleider. Meine jüngste Schwester Fentje besitzt noch heute ihr Kinderkleid aus Fallschirmseide.



HERMINE BOUMANN-CHRISTOFFERS SCHREIBT ÜBER DAS LEBEN IHRER
MUTTER TRIENTJE BOUMANN, GEB. SCHRÖDER

Zu den Frauen, die es im Krieg und erst recht ab 1945 sehr schwer hatten, zählte auch meine Mutter Trientje Boumann, geb. Schröder, geboren 1908. Und was sie in diesen Jahren wirklich geleistet hat, ermesse ich als Tochter erst richtig, je mehr ich mich zurückerinnere.

Mein Vater wurde 1940 31-jährig eingezogen, als das jüngste Kind, mein Bruder, gerade erst geboren war. 1944 wurde er in Russland vermisst. Fast zur gleichen Zeit starb meine Großmutter 84-jährig. 1945, in der Nacht vom 19. auf den 20. April, wurden wir ausgebombt und hatten großes

Glück, unverletzt geblieben zu sein; denn es gab zwei Tote. Zunächst wurden wir bei dem Bruder meiner Mutter untergebracht und lebten danach eine ganze Weile in Sandhorst in Mutters Elternhaus, einer kleinen Landstelle. Da eine Hälfte des Hauses nach Großmutters Tod schon vermietet worden war, musste Mutter mit uns drei Kindern in einem großen Raum leben, der je zur Hälfte als Küche und Schlafraum genutzt wurde. Der Vorraum diente als Waschraum, das Wasser mussten wir uns draußen pumpen. Für uns Kinder war das etwas Neues, wir machten uns keine Sorgen, die meine Mutter jedoch zuhauf hatte. Ihre



Lebensmittelvorräte waren durch die Bombardierung vernichtet worden. So schickte sie uns erst einmal zu den Nachbarn, um Essbares zu besorgen. Diese halfen uns dann auch, denn einige kannten Mutter noch aus ihrer Kinderzeit. Aus dem nahegelegenen Wald wurde Holz für den Küchenofen gesammelt. Bis zum Kriegsende wurden wir noch des öfteren von Tieffliegern bedroht. Im Dorf wurde „schwarz“ geschlachtet, Mutter wurde mitversorgt, bis ihr vom Amt der Verlust der Lebensmittelvorräte bescheinigt wurde, und sie sich Ersatz holen durfte. Langsam besserte sich dadurch unsere Lebenssituation.

Wir Kinder freuten uns, schulfrei zu haben, spielten im Wald „Soldaten“ und liefen durch die Schützengräben, was uns verboten worden war. Bei Nachbarn war Versteckspielen auf dem Heuboden angesagt, der gelbe Sandweg vor dem Haus lud zum Klickerspielen ein. Von den Weideflächen holten wir Binsen und flochten damit. Mutter indes war erfolgreich bei der Wohnungssuche gewesen, wir sollten schließlich wieder die Schule besuchen. In Aurich bezogen wir zwei Zimmer in einer Siedlung. Nachts besuchten uns die Mäuse. Die Toilette erreichten wir nur über den Hof, so gab's ein Nachttöpfchen im Schlafzimmer, das morgens weggetragen wurde. Abends musste Mutter uns früh ins Bett schicken, weil sie uns nicht satt kriegen konnte. In Wohnnähe waren in großen Häusern britische Soldaten stationiert. Sie ließen ihre Wäsche von deutschen Frauen waschen. Meine Schwester und ich, mit geringen englischen Sprachkenntnissen ausgestattet, verhandelten mit den stationierten Soldaten und bekamen Waschaufträge. Für die saubere Wäsche erhielten wir Weißbrot, Fischkonserven, Butter, Tee, Kaffee, Gebäck und Schokolade. Da war die Freude groß! Vor den Geschäften wurde schon früh am Morgen Schlange gestanden wegen Maisbrot, Fisch und anderer Lebensmittel. Ich selbst bin dabei einmal ohnmächtig geworden. Ich weiß heute nicht mehr, ob ich noch Ware bekommen habe. Auf Lastwagen sind wir ins Moor gefahren zum Torfstuken. Wir Kinder haben die meiste Zeit gespielt, bekamen zu essen, Mutter bekam bei der schweren Arbeit fast nichts mehr zu essen oder zu trinken. Auch in den Wald fuhren wir zusammen mit anderen Leuten, um Holz zu sammeln. Mutter hat nachts für andere Leute genäht, um sich Geld zu verdienen; denn sie bekam nur Wohlfahrtsunterstützung. Damit kam sie nicht lange aus. Als unsere frühere Mietwohnung wieder aufgebaut war, durften wir sie wieder beziehen. Der Umzug erfolgte durch mehrmaliges Hin- und Herfahren mit einem Handwagen. Wir Kinder mussten nebenherlaufen und aufpassen, dass nichts herunterfiel. Die restlichen Sachen und die Möbel brachte Mutters Bruder nach. Als wir einzogen, hatten die Fenster noch keine Scheiben. Mutter hat zwei Nächte für uns gewacht. Einmal hat sie sich tüchtig gefreut, als sie sich ein Care-

Paket von der Kirchengemeinde abholen durfte. Wir haben hinterher auch noch Pakete mit Kleidung und Nahrungsmittel von unseren Verwandten in Amerika erhalten. Die Dankesbriefe in Englisch habe ich schreiben müssen. So konnte ich dann auch unsere Kleider- und Schuhgrößen und das, was uns am meisten fehlte, mitteilen. Von dem Zeitpunkt an brauchten wir nicht mehr mit Holzklumpen zur Schule zu gehen. Mutter hat in der Landwirtschaft mitgeholfen und als Lohn Naturalien erhalten. Wir Kinder durften Kartoffeln auf dem Acker nachlesen, diese Arbeit ging ins Kreuz! Finanziell kam Mutter mit der Wohlfahrtsunterstützung total nicht mehr zurecht. Sie hätte unseren Vater nach drei Jahren für tot erklären lassen können. Stattdessen ließ sie ihn weiter durch das Rote Kreuz ergebnislos suchen. Erst nach acht Jahren hat Mutter den Weg zum Amtsgericht gefunden, nachdem ihr ein Kriegskamerad erzählt hatte, dass unser Vater mit einer Beinverletzung an der Front geblieben wäre. Sie hätten ihn nicht mehr mitbekommen, weil die Panzer ihnen auf den Fersen waren. Das war für Mutter eine schreckliche Nachricht.

Mutter hat nie wieder einen Mann nach unserem Vater gehabt. Sie hat dafür gesorgt, dass wir drei Kinder eine gute Berufsausbildung bekamen und war sehr stolz auf uns, wir aber auch sehr auf sie. Mutter hat uns viel Liebe gegeben. Sie hat unermesslich viel für uns getan. Mit 84 Jahren ist sie gestorben.



ANNELIESE GLEICH, GEB. WITTE,
BERICHTET AUS IHREM LEBEN

Am 7. März 1945 wurde mein Elternhaus in Schwedt zum Brückenkopf. 19-jährig kam ich in das Haus des Spediteurs Gleich. Der Sohn, mein zukünftiger Ehemann, war an der Ostfront. Am 20. April 1945 durfte Schwedt geräumt werden. Die Bevölkerung sollte das Glockenläuten abwarten. Es galt „Standrecht“, d. h. wer zuvor versuchte die Stadt zu verlassen, benötigte eine Sondergenehmigung. Ich habe das Bild noch vor Augen: An der Meglitz-Brücke waren vier Soldaten aufgehängt worden, die von Osten kommend nach Westen wollten. Schwedt war HKL (Hauptkampflinie). Am 18. April wurde durch Beschuss die Kirche getroffen und der Kirchturm brannte. Die Glocken fingen durch die große Hitze an zu schwingen und „läuteten“. Es sollte eigentlich das Zeichen zur Räumung der Stadt sein. Aber keiner durfte Schwedt verlassen. Es war „Standrecht“ bei uns! – Standrecht war das Allerschlimmste. Das darf es nie wieder geben! – Schließlich waren mehr als 80 Prozent der Häuser zerstört. Trotzdem mussten wir warten.

Am 20. April war dann Trommelfeuer, Stalinorgeln, Tiefflieger, ja alles, was Krieg bedeutet. Es brannte die Stadt. Weinende, in Uniform gesteckte Hitlerjungen, ihre Rauchvergiftungen konnten wir mit etwas Milch lindern. Weinende, allein in Nachthemden auf den Straßen laufende Kinder, die Eltern hatten sie in den Trümmern verloren. Wir nahmen sie dann mit bis zum nächsten Hauptverbandsplatz. Am 20. April ging der Treck mit 124 Fuhrwerken in Richtung Nordwesten. Um 12 Uhr verließ ich mit den Gespannen den Hof der Familie Gleich. Wir fuhren mit zwei Pferdegespannen. Ich führte ein Gespann mit einem 16-jährigen Weißrussen und zu Fuß gingen die 44-jährige Frau Gleich, ihre 80-jährige Mutter, meine 64-jährige Tante sowie die schwer verletzte Frau eines Fahrers. Herr Gleich fuhr mit dem Autotreck.

Die Flucht erlebte ich als Abenteuer. – Ich habe große Hochachtung vor den Frauen, die ihre Kinder in diesem Wirrwarr durchbrachten und die ihnen, wenn sie starben, ein kleines letztes Plätzchen des Friedens schafften. Dies Geschehen ging auch über meine Kräfte. – Wir verloren unseren Treck. Ich fühlte mich zuständig für zwei Gespanne mit fünf Pferden, einen Roll- und einen Ackerwagen. Zwischendurch bei Mahlsand wurde ein Fuhrwerk abgespannt. Mit allen Pferden wurde erst der eine, dann der andere Wagen weitergezogen. So wurden um die 15 Kilometer überbrückt. „Alleine sein und doch zurechtzukommen“, das war eine wichtige Erfahrung. Am 3. Mai erreichten wir Dassow. Dort kamen wir in Gefangenschaft beim Amerikaner, versehentlich, gemeinsam mit dem Volkssturm. Hier sah ich meinen Vater wieder. 55 Jahre war er alt und gehörte zum Volkssturm. Als wir weiterziehen durften, versuchte ich,



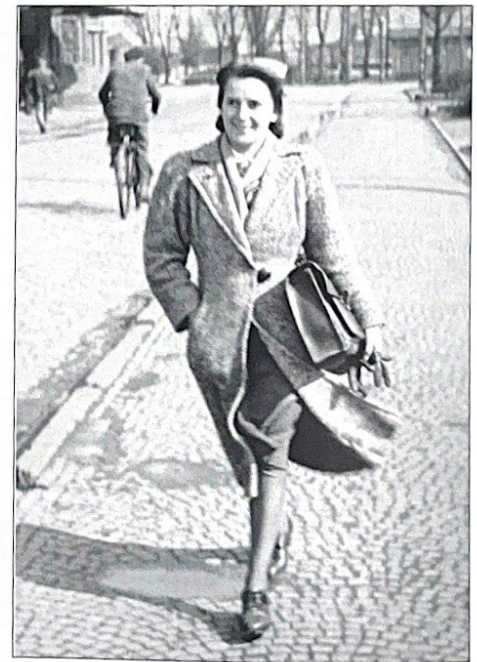
meinen Vater frei zu bekommen. Es gelang mir nicht. Wir zogen weiter nach Selmsdorf. Es war der 7. Mai, mein Geburtstag. Mit Lebensmitteln ging ich noch einmal zurück in das Lager zu meinem Vater. Gewaschen haben wir mit Pflanzenasche... Dann hieß es: „Der Russe kommt!“ Mit dem Fahrrad ging ich auf die Suche nach dem Schwiegervater. Den fand ich in Gnissau. „Schwedter hier melden“ stand auf Schildern des Auto- und Pferdetrecks. Wir fanden uns wieder. Über einen Seitenarm der Trave wurden dann die Fuhrwerke nach Gnissau bei Ahrensböck gebracht. Dort bekamen wir Lebensmittelkarten. Unsere Wagen standen auf einem Weg zwischen zwei Grundstücken. Wir fuhren Holz. Früher war ich Postangestellte gewesen. Bei der Post bekam ich keine Arbeit. So führte ich Pferde. – Im August 1945 kam der Junior aus Gefangenschaft. Seit Januar war er auf dem Rückzug gewesen. Er war im Baranow-Kessel eingeschlossen. Am 12. Januar hatte er den letzten Gruß geschickt. Wir kannten uns seit 1939: Wir waren befreundet. Aber ich hatte viele Freunde damals. Das war anders als heute. Im Frühjahr 1944 wollte ich meinen Cousin Gustav besuchen. Er war inhaftiert in Berlin. Ich hatte einen meiner Freunde gebeten, ob er mich begleitet. Er lehnte ab. Da fragte ich Wilhelm Gleich. Er ging mit. Ich war damals auf der Post und im Gesundheitsdienst im Schloss tätig, und ich war BDM-Führerin. Trotzdem war es schwer, eine Besuchserlaubnis zu bekommen. Wilhelm erklärte: „Ich habe mich freiwillig an die Ostfront gemeldet!“ Das war am 3. April. Am 4. April meldete er sich dann wirklich. Für zehn Minuten Sprecherlaubnis beim Sicherheitsdienst hatte er sich an die Ostfront gemeldet. Wir gaben uns das Jawort. Seinen Eltern erzählte ich nicht von Gustav. Seit mein (zukünftiger) Mann dann an die Front gegangen war, fühlte ich die Pflicht, seine Eltern zu pflegen.



Meine Mutter war in Hamburg bei ihrem Bruder. Sie hatte Schwedt vor dem 7. März verlassen dürfen. Mein Bruder war in Dresden, meine Schwester bei ihrem verwundeten Mann. Mein Vater war beim Volkssturm und kam dann ohne Papiere auch nach Hamburg. Mit dem Junior ging ich nach Hamburg, zu meinen Eltern. Dort hielt er um meine Hand an. Als wir mit dem Einverständnis zurückkamen, sagte meine Schwiegermutter: „Im Geschäft rechnen wir mit Tausendern, im Haushalt mit dem Pfennig.“ Am 4. Oktober kamen wir mit Pferd und Wagen nach Aurich. Um nach Aurich hereinzufahren, benötigten wir einen Passierschein. Wir hatten zehn Tage in Oldenburg gelegen. Ostfriesland, war Gefangenenlager, vom Ems-Jade-Kanal begrenzt. An der Middelburger Brücke wurden wir kontrolliert. Wir hatten einen ES-Schein und damit nicht nur eine Zulassung für das Fahrzeug in Ostfriesland, sondern auch Futter- und Dieselzuteilung. Das Wichtigste war ein Dach, Herd und Arbeit zu bekommen. Wir kamen am 5. Oktober zu Vosbergs in die Mühle, und Arbeit bekamen wir bei Köpkes in der Molkerei. Wir Frauen schliefen zusammen in einem Zimmer bei Vosbergs, die vier Männer in einer Mansarde bei Gronewolds, gewohnt wurde im Waschhaus bei Vosberg. Endlich hatten wir ein Klo, Wasser und eine Küche zum Waschen. Wir hatten Arbeit für Pferd und LKW, fuhren Torf und alles, was anfiel, für ein Tarifentgelt. Der Heiratswunsch war da, die Papiere fehlten. Mein Patenonkel gab eine eidesstattliche Erklärung. Am 2. Februar 1946 heirateten wir in der Lambertikirche. Den Schleier lieh mir Frau Vosberg. Mein Hochzeitsstrauß waren Primeln und Asparagus von den Nachbarn. Ich erledigte Botengänge, lernte Speditionskauffrau, arbeitete im Garten und auf dem Feld und ging mit den Männern zum Torfstich; vier waren wir, drei Männer und ich als Frau. Kleidung war knapp. Ich tauschte einen Ackerwagen

gegen ein Schaf und eine Nähmaschine und fing an, die alten Sachen tragbar zu machen; z. B. einen Gabardinemantel neu zu winden, d. h. ich nähte neben die alte eine neue Naht. Am 11. November 1948 machte ich meinen Führerschein Klasse 2 vom ersten Geld nach der Währung.

1949 zogen wir auf's Ellernfeld. Dort hatten wir eine Baracke gekauft und Land gepachtet. Wir verrohrten den Graben und erhielten eine Straßendurchführung und konnten den Betrieb erweitern. Wir fuhren Torf, Möbel, holten Flüchtlinge ab, fuhren Milch von Simonswolde. Von den Moordorfer bekam ich oft Hilfe, von Kunden Geschenke, ein Bettuch, Stoff, eine Bluse. Anfangs nutzten wir die alten Fahrzeuge. Der Möbelwagen wurde neu mit Holz abgedeckt. Später wurden ein Ford, meine Hanomag-Zugmaschine und ein Büssing angeschafft. Alles alte Fahrzeuge. Ich bin viel Klinkenputzen gegangen. Ich holte Getreide vom Braker Hafen mit meiner Zugmaschine. Wir bauten eine Linie Aurich-Oldenburg-Bremen-Hamburg auf. Wir fuhren Gütertransporte, am Montag bestellt, waren die Waren am Mittwoch hier in Aurich. Ich hatte die Aufträge zu besorgen.





GRETE EIKEN

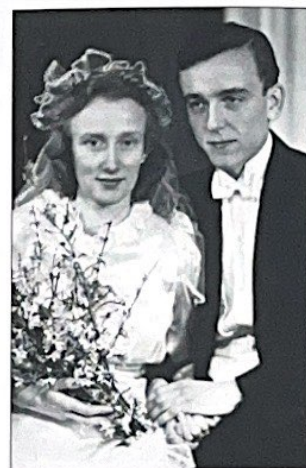
Hinter dem Verkaufstresen ihres Lebensmittelgeschäftes in Walle, 1958: Das Ehepaar Grete und Frerich Eiken absolvierte eine kaufmännische Ausbildung und beschloss 1953, im Wohnzimmer ihres neu erbauten

Hauses, einen kleinen Laden einzurichten. Die Ladeneinrichtung bekamen sie geschenkt. Das Lebensmittelgeschäft Eiken ist heute noch, nach zahlreichen Umbauten, in Walle zu finden.

ANNELIESE SCHUHMACHER, GEB. CREMER,
ERINNERT SICH

Ich wurde am 28. Januar 1925 in Aurich geboren und habe dort auch die Mittelschule besucht. Danach ging ich nach Emden auf das Lyzeum. Dort erlebte ich viele Bombenangriffe. Mein Elternhaus in Aurich wurde ebenfalls bei einem Bombenangriff beschädigt, die Schäden wurden aber schnell wieder repariert. Meine Zeit im BDM empfand ich als schön, da ich die Kameradschaftlichkeit sehr genossen habe. Mein Vater war Lehrer und wurde eingezogen. Er kam nach dem Krieg wohlbehalten zurück, während mein ältester Bruder als 18-Jähriger in Russland gefallen war. Als Lehrertochter war ich von 1944 bis 1945 Schulhelferin in Egels. Nach dem Krieg setzte mich die Militärregierung von 1946 bis 1947 in Westerende und Neuwallinghausen als Schulhelferin ein. Man blieb immer nur für ein Jahr an der gleichen Schule und wurde dann versetzt. Ich hatte das Glück, dass ich die Lehrpläne meines Vaters und meiner Tante hatte und danach unterrichten konnte.

1946 bot Otto Culin Tanzstunden an. Hier lernte ich meinen Mann kennen. Dieser war bei der Marine gewesen und kam 1946 nach Aurich. Seine Eltern hatten in Frankfurt an der Oder alles verloren und waren vor der russischen Besatzung nach Aurich geflohen. Die Mutter stammte aus Aurich. Sie hatte zusammen mit meiner Mutter die Höhere Töchterchule besucht. Mein Mann holte hier in Aurich in einem Kurs sein Abitur nach. Er wollte gerne Architektur studieren, bekam anfangs aber keinen Studienplatz. Deshalb schulte er erst einmal zum Maurer um. Zum Entsetzen meiner Eltern heiratete ich dann 1948 einen Maurerschüler und Flüchtling. 1948 wurde unsere erste Tochter geboren, 1949 die zweite. Wir wohnten bei meinen Eltern in zwei kleinen Zimmern. Bis 1948 lebten in meinem Elternhaus noch Flüchtlinge. Als mein Vater aus dem Krieg nach Hause kam, hatte er nicht einmal ein eigenes Bett. Wir wohnten sehr beengt, aber wir brauchten keine Miete zahlen. Bis 1948 gab es fast alles nur auf Lebensmittelkarten. Mein Mann ging 1947 und 1948 zum Torfgraben und Torfstapeln, um Brennmaterialien zu besorgen, da es diese nicht auf Karten gab. Wir hatten einen kleinen Ofen in unseren Zimmern



mit Ofenrohr durch die Wand direkt nach außen. Die Spedition Gleich fuhr uns den Torf ab. Eine Bekannte erhielt Lebensmittelkarten für Magermilch, die sie nicht benötigte und an uns weitergab. Die Milch gab ich meinen Kindern.

Eine Begebenheit aus der direkten Nachkriegszeit, an die ich mich sehr gut erinnere, war die Rückkehr deutscher Soldaten, die in Holland in Kriegsgefangenschaft geraten waren. Da die Besatzungsmächte nicht mehr alle Kriegsgefangenen unterbringen konnten, kamen diese Gefangenen nach Aurich und wurden auf dem Lande bei Bauern, in Scheunen und Ähnlichem untergebracht. Dadurch wurde Ostfriesland nördlich des Ems-Jade-Kanals zum Sperrgebiet. Uns Aurichern war es nicht erlaubt, die Kolonnen der deutschen Soldaten zu begrüßen, als sie durch die Straßen gingen. Sobald Gruppen von mehreren Personen zusammenstanden, wurden sie aufgelöst. Keiner konnte ohne Ein- oder Ausreiseerlaubnis herein oder heraus. Meine Schwiegereltern mussten erst in Oldenburg einen Einreisepass beantragen, bevor sie nach Aurich einreisen konnten, um dort eine Bleibe zu finden.

Von 1950 bis 1952 studierte mein Mann dann in Oldenburg Architektur. Er hatte dort ein Zimmer und kam nur an den Wochenenden nach Hause. Wir mussten mit wenig Geld auskommen. Mein Mann erhielt damals 100 DM als Spätheimkehrer und 100 DM von seinen Eltern. Davon mussten wir leben und bezahlten das Zimmer in Oldenburg. 1953 wurde unser erster Sohn geboren.



Anfang der 50er Jahre begann die Barackenräumung und die Bebauung des Gebietes um die Von-Derschau-Straße im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus. Wir wollten dort gerne ein Haus haben. Die Häuser waren aber für die Barackenräumung vorgesehen, und wir bekamen eine Absage. Da mein Mann aber für die „Niedersächsische Heimstätte“ arbeitete, erhielten wir 1954 doch die Erlaubnis in die Von-Derschau-Straße 10 einzuziehen, jedoch nur in das Erdgeschoss. Bis 1957 wohnten oben bei uns Bombenflüchtlinge aus Köln. Selbst als diese auszogen, durften wir nicht das Obergeschoss benutzen, da es der Wohnraumbewirtschaftung unterlag.

Zu dieser Zeit wurde der „Bund kinderreicher Familien“ gegründet, der viel für Familien tat. Als die Bezirksregierung unser Haus aus der Wohnraumbewirtschaftung herausnahm und zum Familienheim erklärte, hatten wir selber auch schon vier Kinder, denn 1957 wurde unser zweiter Sohn geboren. Von daher brauchten wir den Platz dringend.

Mein Mann machte sich 1956 in Aurich als Architekt selbstständig und blieb dieses bis 1990. 1963 bekam ich unser fünftes Kind, eine Tochter.

